

# Freizeit, Vergnügen und Räume : Einleitung

Autor(en): **Schumacher, Beatrice**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte  
= Société Suisse d'Histoire Economique et Sociale**

Band (Jahr): **20 (2005)**

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-871924>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Beatrice Schumacher

## Freizeit, Vergnügen und Räume. Einleitung

Mit dem Terminus «Freizeit» haben sich moderne westliche Gesellschaften – sowie die Wissenschaften, die sich mit ihrer Erforschung befassen – einen eigentümlichen, gleichermassen klärenden wie verunklärenden Begriff geschaffen. Er oszilliert zwischen dem Anspruch, Erklärungsmodell gesamtgesellschaftlicher Entwicklung («Freizeitgesellschaft») und zugleich Sammelbezeichnung für einen bestimmten Lebens- und Erfahrungsbereich zu sein. Zu seinen zentralen Merkmalen zählt eine Konzeption von Freizeit, die komplementär oder auch konträr zu einem anderen Feld, der «Arbeit», gedacht wird, die ihrerseits in der Praxis häufig gleichgesetzt wird mit «Erwerbsarbeit» sowie mit dem erfahrungsnahen und polysemantischen «Alltag». Diese Zweiteilung der Zeit hat sich als Denkmodell im Lauf des 19. und endgültig bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts verfestigt, also in jenen Jahrzehnten, in denen ein wachsender Teil der (vorab männlichen) Bevölkerung in das System unselbständiger Erwerbsarbeit einbezogen und so mit geregelten Arbeitszeiten, Lohnsystemen und Arbeitshierarchien konfrontiert wurde. Es verwundert daher nicht, dass der Sammelbegriff Freizeit sich häufig auf eine Gegenwelt im Sinn von geregelter Erwerbsarbeit bezieht, zumal gerade diese sowohl für die individuelle Erfahrung, die gesellschaftlichen Debatten wie auch die wissenschaftliche Definitionsbildung scheinbar klare Kriterien zu bieten schien. So fokussierten etwa die in der Schweiz nach 1950 anschwellenden Klagen über ein Zuviel an Freizeit (junge) Industriearbeiter zum Zeitpunkt, als die Fünftagewoche eingeführt wurde. Damit waren Parameter gegeben, die das Phänomen klar definierten und messbar machten. An solchen orientierten sich auch die damals ersten empirischen sozialwissenschaftlichen Untersuchungen hierzulande. So heisst es in einer Studie zum Freizeitverhalten der St. Galler unumwunden, man habe in die Erhebung ausschliesslich erwerbstätige Männer einbezogen, um methodische Probleme zu vermeiden. Mit grosser Selbstverständlichkeit geht die Studie jedoch davon aus, dass ihre Resultate für «die Bevölkerung der Stadt St. Gallen» relevant seien.<sup>1</sup> Klar schien dem Autor auch, dass ein Punkt erreicht sei, wo «die Erwerbsarbeit rein zeitmässig das Leben

nicht mehr auszufüllen vermag». Daraus folgert er: «Diese Verschiebung nötigt den Einzelnen, sich seiner zweiten Interessenssphäre, einer Freizeitbeschäftigung, zuzuwenden.» Was wäre gewesen, wenn er etwa folgenden Schluss gezogen hätte: «Dies ermöglicht es, die bislang praktizierte Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen aufzuheben, da die reduzierte Erwerbstätigkeit die Übernahme von Hausarbeit erlaubt»? Eine solche Frage aufzuwerfen, heisst, nach den Funktionen des scheinbar unauflösbaren Aufeinander-bezogen-Seins von Arbeit und Freizeit zu fragen, und es führt dazu, dies grundsätzlich in Frage zu stellen. Solche Überlegungen zu vermeiden, erleichtert dagegen den Umgang mit dem «Freizeitproblem» erheblich. So bestand in den Nachkriegsjahrzehnten ein breiter Konsens darüber, dass das zu lösende Problem darin bestehe, die Bevölkerung – und im Besonderen junge, ledige Männer mit tiefem Bildungsniveau – zu einer «sinnvollen» Gestaltung des freien Samstags anzuleiten.

Zwischenzeitlich haben sowohl die Reflexion als auch die Definitionsangebote zur Erfassung von freier Zeit zu zahlreichen Modellen geführt. So sind insbesondere die Nutzung von Zeit sowie die (individuelle) Bedeutung einer Zeitznutzung als Unterscheidungsmerkmale eingeführt worden (Eigenzeit, Obligationszeit).<sup>2</sup> Dennoch hat die im Verlauf des 20. Jahrhunderts kontinuierlich reduzierte Erwerbsarbeitszeit zu einer gesellschaftlichen Deutung geführt, welche die Bedeutung von «Arbeit» schwinden, jene von «Freizeit» dagegen – entsprechend einem dualen Konzept – steigen sah. Auch wenn die Diagnose «Freizeitgesellschaft» mittlerweile Konkurrenz durch andere Trendgesellschaften bekommen hat, bleibt die aktuelle Reflexion über gesellschaftliche Entwicklung wie die öffentlich-publizistische und vielfach auch die persönlich-individuelle Wahrnehmung von Freizeit einem dualen Denken stark verhaftet.

Nähert man sich dem Thema historisch, aus kulturwissenschaftlicher Perspektive oder mit der Frage nach Freizeiterfahrungen von Männern und Frauen, wird ein dual aufgeladener Freizeitbegriff schnell zum Problem. Die Vielfalt von Erfahrungen, Lebensumständen (sozialen Bedingungen) und Wahrnehmungen, die sich auf historisch konkreter Ebene ergeben, scheinen mit einem kategorialen, zeitliches Erleben strukturierenden Begriff von Freizeit inkompatibel. Haben wirtschafts- und sozialgeschichtlich angelegte Untersuchungen aufgrund ihres dominierenden Interesses für Arbeitsverhältnisse sowie für die Sphäre der Produktion weniger Sensorium für Themen entwickelt, die jenseits des seriösen, harten Alltags angesiedelt schienen, so sind anthropologisch, ethnologisch, psychologisch oder auch sprachanalytisch orientierte historische Forschungsansätze dafür offener. Allerdings besteht hier aufgrund der geringen oder absenten Orientierung an sozialwissenschaftlichen Kategorien und weitreichenden gesellschaftlichen Erklärungsansätzen wenig Interesse für eine Thematisierung von Freizeit an sich. Mit anderen Worten: Fragen wie jene der Zuordnung von einzelnen Tätigkeiten unter einen Oberbegriff Freizeit erscheinen als

obsolet. Weit mehr Interesse gewinnen dagegen Fragen nach der individuellen sowie gesellschaftlichen Bedeutung von Zeit oder von bestimmten Tätigkeiten, etwa nach der Bedeutung des in Frankreich äusserst populären Zeitvertreibs der Männer, des Fischens, für das Erleben von «eigener» Zeit und für die Ausbildung von Identität<sup>3</sup> oder nach derjenigen des Strandlebens für körperliche Erfahrungen.<sup>4</sup>

Wenn die Tagung «Praktiken und Gebrauchsweisen freier Zeit», deren Beiträge hier vorliegen, das «Beziehungsfeld <Arbeit> und <Nichtarbeit>» ins Zentrum gestellt hat, so signalisierte sie damit ein doppeltes, zwischen sozial- und kulturgeschichtlichen Perspektiven angesiedeltes Interesse: einerseits an einem produktiv-kritischen Umgang mit übergeordneten Kategorien, andererseits eine Infragestellung solcher Kategorien und Verlagerung der Perspektiven. Die fünf spezifizierten Fragestellungen, die wir als Organisatoren im *Call for Papers* dazu ausformuliert hatten, benannten unterschiedliche Untersuchungsebenen, so etwa die Aushandlung und die Repräsentation von Arbeits- oder Nichtarbeitsphären, Lernprozesse im Umgang mit neuen gesellschaftlichen Zeitmustern oder die Strategien zur symbolischen und praktischen Trennung des «Alltäglichen» vom «Ausseralltäglichen». Die Referentinnen und Referenten in der Epoche der Neuzeit bis zur Gegenwart haben darauf in sehr vielfältiger Weise und mit Bezug auf aktuelle oder weiter zurückreichende Forschungsarbeiten reagiert. Die vorgeschlagenen Untersuchungsebenen sind dabei vielfach verbunden worden, wobei sich vor allem zwei Beobachtungs- oder Untersuchungsebenen herauskristallisiert haben: einerseits die Bedeutung, welche der Gestaltung, Wahrnehmung oder auch der Überwindung von Raum zukommt; andererseits die Rolle der Akteure (wie Vereine, Gewerkschaften, Sozialreformer, Staat und Kirche) bei der Ausgestaltung von Freizeitangeboten oder auch auf diskursiver und definitorischer Ebene. Wir präsentieren die Beiträge zur Neuzeit daher unter den Titeln «Räume» (Teil I) und «Akteure» (Teil II).

Michel Foucault hat die Behauptung aufgestellt, dass die Ängste unserer Epoche sich nicht um <Zeit> drehen, sondern um <Raum>. Es ist diese These, welche der kanadische Soziologe Rob Shields zum Ausgangspunkt einer Untersuchungsreihe machte, in der er Räume untersucht, die von den an Modernität und Fortschritt orientierten sozioökonomischen Prozessen nicht oder weniger erfasst und in der Folge zu Gegenden wurden, die im Rahmen kultureller Bedeutungssysteme an die Peripherie zu liegen kamen.<sup>5</sup> Einer dieser «places on the margin», so Shields' Terminus, ist der Strand – jene Zone zwischen Küste und Meer, die seit dem 18. Jahrhundert sukzessive zu jener kulturellen Erfindung geworden ist, die zuerst für medizinische Heilung und später für Vergnügungszone stand und heute als universeller Ort synonym für Ferien und ein freies Leben steht. In einer dual gedachten Ordnung von Arbeit und Freizeit gilt er unhinterfragt als Ort der Letzteren. Als «place on the margin» hingegen deutet ihn Shields als einen Ort der Übergänge, einen Ort des Dazwischenseins, der es beispielsweise erlaubt, vertraute Verhaltensweisen oder konventionelle Rollen temporär

zu durchbrechen. Der Strand erscheint als kulturelles Setting, das es erlaubt, soziale Rollen vorübergehend abzustreifen. Gerade seine als «liminality» bezeichnete Qualität eines nicht klar definierten, auch verunsichernden Raumes macht ihn demnach zum bevorzugten Raum für Grenzüberschreitungen. Das heisst aber auch, dass sich der Strand einer (historischen) Ferien- und Freizeitforschung als ein Untersuchungs-ort anbietet, der nicht einfach für das «andere» Leben jenseits des Alltags steht. Im Gegenteil: als Raum, der sich räumlicher Definition entzieht, zwingt er dazu, das Konzept einer geteilten Zeit – also auch einer per se existierenden Gegenwelt mit entsprechendem Erlebens- und Bedeutungspotenzial – aufzugeben. An dessen Stelle müssen Fragen treten, etwa: Wie erleben Strandbesucher den Raum zwischen Land und Wasser? Wie nutzen sie ihn? Wirken diese Zonen anziehend oder abschreckend? Welche Assoziationen lösen sie aus?

Richtet man den Fokus auf den Umgang, die Qualität oder die Bedeutung von Raum – und das heisst auch von geografisch-historisch konkreten Räumen –, so enthebt das die historische Freizeitforschung ihres zentralen und ungelösten Definitionsproblems: an die Stelle von Zeit als vermeintlich wichtigster Ordnungsgrösse ihres Untersuchungsobjektes tritt eine Kategorie, die einerseits mit der Erfahrung von Zeit aufs Engste verknüpft ist, ja diese erst möglich macht, die sich andererseits aber sehr viel konkreter fassen lässt, die es erlaubt, die Fragen auf vielfältigere Weise zu stellen, und so aus den Aporien einer ideologisch und kulturell befrachteten Debatte hinausführen kann. Raum als Untersuchungsebene in den Vordergrund zu stellen, lässt eine Reihe schwierig zu beantwortender Fragen – zumindest vorerst – in den Hintergrund treten, nämlich ob diese oder jene Beschäftigung als Freizeit anzusprechen sei, ob dies der Fall sei für Männer oder für Frauen, wie das Erleben derselben Tätigkeit als Freizeit oder als Arbeit zu erfassen wäre und dergleichen. An ihre Stelle tritt ein Interesse für die Bedeutung oder Inszenierung eines Ortswechsels, die Qualitäten und die Nutzung eines städtischen Erholungsraumes, die Gestaltung von touristischen Zielorten. Konkrete Räume und Menschen in den Mittelpunkt zu stellen, entspricht einer genuin historischen Betrachtungsweise weit mehr als die Auseinandersetzung mit einer soziologischen Kategorie. Aber: Raum als Untersuchungsebene ins Zentrum der historischen Freizeitforschung zu stellen, soll nicht bedeuten, den Erklärungsanspruch auf die Möglichkeiten kleinster, isolierter Lokalstudien zu senken oder allein auf der hermeneutischen Ausdeutung von Erfahrungen aufzubauen und jede Vorstellung einer übergeordneten, zeitliches Erleben mit- und vorstrukturierenden Begriffen und kollektiv verankerten Vorstellungen zu ignorieren. Hingegen kann eine historische Freizeitforschung, die ihren Zugang nicht primär über Zeitkategorien und -definitionen wählt, gerade darum Erkenntnisse zu Fragen der Zeit hervorbringen, weil sie sich Distanz dazu verschafft.

Wie ein solches Programm umzusetzen wäre, hat *Andreas Mai* in seiner Dissertation zum Phänomen der «Sommerfrische» erkundet.<sup>6</sup> Er nutzt die polysemantischen Ei-

genschaften des Begriffs, der sich einer einfachen Definition entzieht, als produktive Untersuchungsebenen: Sommerfrische steht sowohl für eine bestimmte Praxis und eine Zeitspanne wie auch für bestimmte touristische Räume, touristische Angebote und er besitzt gleichzeitig die Qualität einer ort- und zeitlosen Metapher. Mai gelingt es auch, aufgrund der Ergebnisse seiner lokal klar verorteten Untersuchung (Umfeld von Leipzig) Erkenntnisse zu einigen gängigen Annahmen der historischen Freizeit- und Tourismusgeschichte zu gewinnen. So zeigt er unter anderem, dass die Bedeutung der ersten Urlaubsregelungen für Arbeitnehmer in den 1870er Jahren als Auftakt zu einer popularisierten Sommerfrische- oder Ferienpraxis überschätzt wird; im Gegenzug verweist er auf das Fortleben älterer Freizeitpraktiken in den damals als neu wahrgenommenen. Damit nimmt er eine Perspektive ein, welche diese Form sommerlicher Ferien- und Freizeit von der Urlaubsgewährung und damit vom System der Erwerbsarbeit und den darin gründenden dualistischen Denkfiguren löst. Obwohl die Untersuchungsebene «Raum» in der Arbeit von Mai zentral ist, findet sich sein Beitrag im vorliegenden Band im Teil «Akteure», da er insbesondere die Rolle von Ärzten und Hygienikern in der Ausgestaltung der Sommerfrische diskutiert.

*Wiebke Kolbe* unternimmt einen anders gelagerten Versuch, den vorrangig als Zeiteinheit konstituierten Lebensbereich Urlaub anhand der Nutzung und Bedeutung eines bestimmten Raums, nämlich des Strandes, auf die ihm zugeschriebenen Qualitäten als «Gegenwelt» zu untersuchen. Sie stellt damit eine enorm wirkungsmächtige, einem dualistischen Modell geteilter Zeit folgende Denkfigur zur Diskussion. Der Vorschlag, dies gerade anhand des Strandurlaubs – konkret in deutschen Seebädern zwischen etwa 1870 und 1940 – zu untersuchen, schliesst zudem kritisch an tourismushistorische Arbeiten an, welche den Strand als Raum von – emotionalen, sozialen, erotischen – Grenzüberschreitungen thematisieren. Kolbe, die mit ihrem Beitrag eher Fragen stellen als endgültige Antworten geben will, arbeitet als vorläufiges Ergebnis vor allem heraus, dass eine Überprüfung von zeitlich definierten und wertig aufgeladenen Lebensbereichen anhand des Umgangs und der Erfahrung mit Räumen auf klare begriffliche Differenzierungen angewiesen ist: Zur Debatte stehen sowohl die Unterscheidung zwischen Vorstellung, Inszenierung und Erfahrung von Räumen als «Gegenwelt» wie auch ein generelles Problem der neuen Kulturgeschichte, nämlich das Verhältnis von (subjektiven) Erfahrungen und (gesellschaftlichen) Diskursen. Ebenfalls an die Meeresküste führt der Beitrag des Kulturgeographen *Philippe Forêt*: Er befasst sich mit der Hafenstadt Macao im frühen 20. Jahrhundert, einer portugiesischen Kolonie auf einer Halbinsel in Südchina, die erst 1999 aus der portugiesischen Verwaltung entlassen wurde. Macao ist in mehrfacher Hinsicht ein äusserst exponierter Ort, der sich auch als ein «place on the margin» beschreiben liesse: nicht nur geografisch, sondern auch politisch, kulturell und wirtschaftlich ist Macao ein isoliertes und zugleich ein äusserst attraktives Territorium: ein Vorposten der europäischen Moderne mit einer kantonesischen Bevölkerung, die des Portugiesischen kaum

mächtig war und von weit weg verwaltet wurde, eine Stadt mit rechtlichen Grauzonen, ein Handelsplatz, ein Überrest portugiesischen Seefahrerstolzes und eine Spielhölle, die als «Monte Carlo de l'est» apostrophiert wird, oder schlicht als «la capitale mondiale du vice». Forêt führt kenntnisreich, spannend und anschaulich durch das Macao vor und nach dem Ersten Weltkrieg und zeigt auf, wie die dem Freizeitvergnügen und dem Tourismus dienende Stadt in zwei kulturell und sozial gegensätzlich definierte Sphären eingeteilt wird: das «gute», tugendhafte Macao mit seinem im Westen gelegenen alten Zentrum mit dem so genannten inneren Hafen, das den verblasenden Charme einer Kolonialstadt bewahren soll – und das «schlechte», anrühige Macao auf der östlichen Seite mit seiner Praia Grande, dem neuen Hafen, den Spielcasinos und Hinterzimmern, den Prostituierten und dem Opium. Forêts Analyse macht überaus deutlich, dass nicht nur die äussere Gestaltung von Räumen, sondern auch die ihr zugedachte kulturelle Repräsentationsfunktion touristisches Erleben ermöglichen und mitbestimmen. So leistet sich Macao zwei unterschiedliche Vergangenheiten – als bieder-fortschrittsfreudige und als mondän-glamouröse Kolonialstadt – und bietet so auf kleinstem Raum zwei ganz unterschiedliche Settings für jene Touristinnen und Touristen, die hier gegebenenfalls eine «Gegenwelt» suchten.

Die Herstellung von touristischem Erfahrungsraum ist auch das Thema im Beitrag von *Stefano Sulmoni*. Er zeigt am Beispiel der Stadt Lugano auf, wie eine Gruppe politisch und wirtschaftlich einflussreicher Honoratioren das Stadtbild entscheidend zu prägen vermochte. Seit 1888 organisiert als «Pro Lugano», einer der ersten lokalen «Verschönerungsvereine», sprachen sie mit bei der Gestaltung von Fassaden oder der Hängung von Plakaten, sorgten dafür, dass die Wäscheleinen aus den von Fremden viel frequentierten Zonen verschwanden. Das trug bei zur Schaffung von eigentlichen touristischen Zonen, ebenso das Erstellen von Sehenswürdigkeiten wie der grossen Vogelvoliere sowie den Herzstücken jeder Ortsverschönerung – den Aussichtspunkten und Ruhebänken.<sup>7</sup>

Während Sulmoni die Nutzerinnen und Nutzer dieser touristischen Räume nicht einbezieht oder gar nach dem Zusammenhang zwischen räumlichen Qualitäten und Freizeit- und Ferienerfahrungen sucht, ist dies gerade das zentrale Interesse bei *Cord Pagenstecher*. Sein Beitrag macht bekannt mit den Urlaubsreisen eines Berliner Bäckermeister-Ehepaares, welche dieses zwischen 1942 und 1982 unternommen und in zahlreichen Alben mit Bild und Wort dokumentiert hat. Pagenstecher thematisiert einlässlich das Verhältnis zwischen Arbeit und Freizeit, wobei er diese einer dualistischen Konzeption folgend als Gegensatz eines verregelten Alltags und einer «freien Gegenwelt» auffasst. Er schliesst sich im weiteren der schon etwas angejahrten These Hans Magnus Enzensbergers an, der im Tourismus die institutionalisierte Flucht aus dem Alltag sieht, wobei der Tourismus selber als neue Industrie auftritt. Enzensbergers Fluchtthese, die Tourismus – und insbesondere den so genannten Massentourismus – als scheinheiligen Produzenten von gewissermassen käuflicher

Freiheit sieht, ist wegen ihrer kulturkonservativen, elitären Sicht, der Auffassung von Touristinnen und Touristen als absolut fremdbestimmten Wesen sowie dem Ausblenden von individueller Erfahrung und Handlungsspielraum kritisiert worden. So ist fraglich geworden, welche Erklärungskraft seine 1958 erstmals erschienene «Kleine Theorie des Tourismus» (noch) beanspruchen darf. Immerhin führt der Text heute noch die Widersprüchlichkeiten des touristischen Freizeitens (man müsste hinzufügen: in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft) vor Augen und er kann als eine Erinnerung daran verstanden werden, dass zwischen Alltag und Urlaub ein Verhältnis unauflösbarer Spannung und Beeinflussung besteht. In diesem letzteren Sinn bezieht sich denn auch Pagenstecher auf Enzensberger. Die Analyse der erwähnten Urlaubsalben geht hingegen eigenständige Wege: Pagenstecher interessiert sich für die konkrete Herstellung von «Gegenwelt» oder «Grenzüberschreitung» des Bäckerehepaares auf seinen Reisen und somit für ihre eigene Identität als Touristen. Er arbeitet die grosse Bedeutung heraus, welche dabei der Überwindung von Raum an sich zukommt. So zeigt sich, dass etwa der Übergang von als «Alltag» respektive als «Urlaub» erfahrener Zeit essenziell mit Abfahrts- und Ankunftsrouinen verknüpft ist, welchen nachgerade symbolische Bedeutung im Sinne einer «rite de passage» zukommt. Ähnliches zeigt sich auch in der individuellen Aneignung von touristischem Raum, was die These des willenlos fremdbestimmten Touristen widerlegt und demgegenüber deutlich macht, wie die fotografische Dokumentation touristischer Sehenswürdigkeiten (und anderer Motive) zur «symbolischen Arbeit» wird, die «das ungewohnte Nichtstun im Urlaub erleichterte», so das Fazit Pagenstechers. Deutlich macht dieser Einblick in deutsches Urlaubsleben der Nachkriegsjahrzehnte schliesslich, dass eine an Arbeit und Pflichterfüllung orientierte Werthaltung das Erleben einer anderen, freieren Zeit zunächst stark mitbestimmte und zu legitimierenden Äusserungen führte, allmählich aber verblasste. So mag der Eintrag «Antreten zum Lotterleben», mit dem das Berliner Bäckerehepaar die nächtliche Abfahrt in den Urlaub kommentierte, dem ernsten Leben einen unwillkürlichen Tribut zollen, doch zeugt dessen Ironie wohl schon eher von einem Wissen um die merkwürdige Gemengelage zwischen Genuss und der Pflicht dazu.

Eine vollständig andere Dimension der Raumüberwindung im Tourismus und ihrem Verhältnis zur Arbeit präsentieren Thomas Frey und Hans-Ulrich Schiedt: Aufgrund der Tarife der schweizerischen Eisenbahnen und Postkutschen im 19. Jahrhundert haben sie errechnet, wie sich die Distanz von Zürich nach Luzern, auf die Rigi oder gar nach St. Moritz in Erwerbsarbeitszeit ausdrückt. Die Berechnungen basieren auf (transparent gemachten) Annahmen zu Stundenlöhnen von Arbeitern in der Textilindustrie, auf dem Bau oder als Tagelöhner in der Landwirtschaft. Die Ergebnisse bieten konkrete Zahlen zu einem in den Grundzügen bekannten Phänomen: der eklatanten Verbilligung der Transportkosten als einer Grundlage der Massenmobilität. Fallbeispiele privilegierter bürgerlicher Reisender runden den Beitrag ab und ma-

chen die quantitativen Ergebnisse zu den massiven sozialen Mobilitätsunterschieden anschaulich.

Touristische Freizeit, also Reisen und Ferien, blieben für Arbeiterinnen und Arbeiter bis weit ins 20. Jahrhundert vielfach ein unerreichbarer Traum. Noch um 1960 verreisten gemäss verschiedenen gewerkschaftlichen Umfragen in der Schweiz nur 40 Prozent der Befragten, die Übrigen verbrachten ihre – mittlerweile unter Lohnfortzahlung gewährten – Ferien zu Hause.<sup>8</sup> Erholungs- und Vergnügungsräume in oder nahe den Städten hatten daher eine umso grössere Bedeutung. So kam insbesondere Badeanstalten und Freibädern – so genannten Strandbädern – für die Feriengestaltung wenig bemittelter Schichten eine hohe Bedeutung zu. Umso einschneidender wirkten sich Beschränkungen in der Nutzung aus – verursacht durch die rigorose Trennung von Männern und Frauen, welche vor allem in katholischen Gebieten bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts praktiziert oder, entgegen einer abweichenden Praxis, von klerikalen Kreisen immer wieder eingefordert und von politischen Instanzen konzidiert wurde. Die Stadt Fribourg liefert dafür ein Paradebeispiel. *Laurence Perler* zeigt minutiös, wie solche Kämpfe im Namen von Anstand und Moral um das genannte Familienbad – der zeitgenössische Ausdruck für einen gemischtgeschlechtlichen Badebetrieb – geführt wurden. Wie in andern katholisch beeinflussten Gegenden und selbst der paritätischen Stadt St. Gallen<sup>9</sup> wurde die in den geschlossenen Badeanstalten des 19. Jahrhunderts eingeführte Geschlechtertrennung bis in die 1940er Jahre beibehalten. Um Männer wie Frauen den Zutritt zu gewähren, galten unterschiedliche Öffnungszeiten. Indessen zählte das gemischtgeschlechtliche Baden längst zu den Selbstverständlichkeiten des modernen Lebens. In der Schweiz war dies seit den frühen 1920er Jahren, zuerst in touristisch stark frequentierten Orten, üblich geworden. Mit dem Fallbeispiel Bains de la Motta in Fribourg stellt Perler ein Stück Freizeitgeschichte im katholischen Milieu vor. Vor allem aber zeigt sie, wie die Aushandlung über die Benützung eines öffentlichen Raums, hier einer als Mikrokosmos verstandenen Badeanstalt, Einblicke in die zähe und konfliktreiche Veränderung kollektiver Wertvorstellungen – von Perler mit dem Begriff *mentalités* gefasst – eröffnen kann.

#### Anmerkungen

- 1 Schweizer, Karl, *Das Freizeitverhalten der Bevölkerung von St. Gallen in wirtschaftlicher und soziologischer Sicht*, Diss., St. Gallen 1963, S. V.
- 2 Vgl. Opaschowski, Horst W., *Pädagogik der Freizeit. Grundlegung für Wissenschaft und Praxis*, Bad Heilbrunn 1976; ders., *Arbeit, Freizeit, Lebenssinn? Orientierungen für eine Zukunft, die längst begonnen hat*, Opladen 1983. – Für eine Diskussion der Erkenntnisweisen der Freizeitsoziologie siehe auch Gloor, Daniela; Fierz, Gaby; Schumacher, Beatrice, *Freizeit, Mobilität, Tourismus aus soziologischer Sicht*, hg. vom Schweizerischen Wissenschaftsrat, Reihe Forschungspolitische Früherkennung FER 137, Bern 1993. Für eine neuere freizeitsoziologische Untersuchung: Lam-

precht, Markus; Stamm, Hanspeter, *Die soziale Ordnung der Freizeit. Soziale Unterschiede im Freizeitverhalten der schweizerischen Wohnbevölkerung*, Zürich 1994.

- 3 Corbin, Alain, «Les balbutiements d'un temps pour soi», in: ders., *L'avènement des loisirs: 1850–1960*, Paris 1995, S. 323–371, insbesondere S. 324–333.
- 4 Rauch, André, *Vacances et pratiques corporelles. La naissance des morales de dépaysement*, Paris 1988.
- 5 Shields, Rob, *Places on the Margin. Alternative Geographies of Modernity*, London, New York 1991. Eine freizeithistorische Untersuchung mit Bezug zu diesem Konzept: Walton, John, *The British Seaside. Holidays and Resorts in the Twentieth Century*, Manchester 2000.
- 6 Mai, Andreas, *Die Erfindung und Einrichtung der Sommerfrische. Zur Konstituierung touristischer Räume in Deutschland im 19. Jahrhundert*, Diss. Universität Leipzig, 2002; für eine Kurzfassung vgl. Mai, Andreas, «Touristische Räume im 19. Jahrhundert. Zur Entstehung und Ausbreitung von Sommerfrischen», *Werkstatt Geschichte* 36 (2004), S. 7–23.
- 7 Für eine ausführliche Analyse einer seit 1850 als Verkehrsverein tätigen Gemeinnützigen Gesellschaft sowie deren Ortsverschönerungs- beziehungsweise Touristifizierungsprozesses vgl. Schumacher, Beatrice, *Auf Luft gebaut. Die Geschichte des Luftkurortes Langenbruck, 1830–1914*, Liestal 1992.
- 8 Verweis auf entsprechende Umfragen in *Der Naturfreund* 1958, Heft 10, S. 1.
- 9 Vgl. Schumacher, Beatrice, «Immer mehr Freizeit? Im Übergang zu einer neuen Zeitordnung», in: *St. Galler Geschichte* 2003, Bd. 7, 225–244.

